Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 4 (1936-1937)
Heft: 9

Artikel: Dichtung im totalen Staat III
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759077

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dichtung im totalen Staat III[1])

von * * *

I

Die Theoretiker des Nationalsozialismus betonen in ihren Reden und Schriften nachdrücklich den Unterschied zwischen dem Prinzip der Diktatur und dem ihrer Bewegung. Die Diktatur sei starr, so argumentieren sie, sie kenne die strenge Scheidung zwischen zentraler Kommandogewalt und Untertanengehorsam, die Bewegung aber sei eine stetig sich wandelnde und entwickelnde Selbstregierung des Volkes, das freiwillig und im Gefühl dankbarer Verpflichtung dem Führer täglich neu das Recht gebe, in seinem Namen zu sprechen. Das Führerprinzip habe nur Sinn in steter Beziehung zum Gedanken der Volksgemeinschaft. Es ist hier nicht zu untersuchen, wie weit die Praxis der Parteibürokraten dieses Theorem täglich Lügen straft, jedoch ist es eine unerlässliche Voraussetzung jeder Analyse der deutschen Kulturpolitik, zu wissen, dass die Ideologie der freiwilligen Unterordnung unter den in der Demokratie mit Stimmenmehrheit gewählten Führer in der Gesetzgebung aufrecht erhalten wird. Der neue deutsche Staat kennt keine „diktatorischen" Bestimmungen für Kunst und Wissenschaft, die Kundmachungen seiner Führer betonen immer wieder die Freiheit der Kunst und der Wissenschaft — nur eines behält der Staat sich vor: den Störer rücksichtslos zu bekämpfen, der sich nicht freiwillig in die Gemeinschaft einordne, der noch nicht begriffen habe, dass die Gesamtheit des Volkes sich zum „Nationalsozialismus als Weltanschauung" bekenne. In dem Augenblick aber, in dem der Nationalsozialismus aufhörte, sich als politische Doktrin zu bezeichnen, als er sich als „Weltanschauung" etablierte, erhob sich die Frage nach den Inhalten der Welt- und Lebensansicht, die der Staat schützen, fördern, ja rundweg selbst darstellen wollte. Hier ist die gefährliche Stelle, an der Revolution und Tradition sich ausgleichen mussten. Das Einzige was feststeht sind die Parolen aus der Kampfzeit, die vornehmlich negativen Forderungen, im übrigen bescheidet sich der Staat damit, die jüngeren Generationen in seinem Sinne

[1]) Vergl. Heft 3 (Juli 1936) und Heft 5 (September 1936)

zu erziehen, damit die letzten Schlacken alter „liberalistischer" Anschauungen mit den Vertretern älterer Jahrgänge natürlich verschwinden. Der Staat weiss, dass heute noch kaum „arteigene" Kunstwerke in seinem Sinne entstehen, er spricht von den „allenthalben spürbaren Ansätzen" und behauptet, dass die „neue Kunst" sich langsam und mit unbeirrbarer Sicherheit von selbst formen werde.

So ist der Schriftsteller im heutigen Deutschland in der Theorie viel unbehinderter als in der Diktatur: es gibt keine Zensur, keinen offiziellen Zwang, keinen Druck, keinen Schwur, in dem der Privatmann sich zu Hitler bekennen müsste. Die Fiktion der Freiheit ist aufrecht erhalten. Vom Schriftsteller wird nichts verlangt als die Mitgliedschaft in der Reichskulturkammer, und diese Mitgliedschaft ist leicht zu erreichen; eine Fülle ehemals zu demokratischen oder sozialistischen Parteien zählender Männer und Frauen gehören der Kammer an. Der Ausweis der Kammer berechtigt zur Ausübung des schriftstellerischen Gewerbes; der Schriftsteller darf — sofern er sich nicht ausgesprochen staatsfeindlich äussert — in freier Wahl dichten wie es ihm gefällt. Auch der Verleger ist frei, er kann jedes Manuskript zum Druck bringen, dessen Autor der Kammer angehört, und der Buchhändler darf nach eigenem Ermessen erwerben, in die Auslagen stellen und anpreisen, was ihm zusagt: nach den Worten der Führer ist die Kunst frei. Das lehrt der Nationalsozialismus als Staatsdoktrin.

Aber der Nationalsozialismus ist ja zugleich eine „Weltanschauung", eine werdende Weltanschauung noch dazu, von der nur wenige Grundthesen feststehen, so dass nicht einmal ihre Schöpfer in allen Fällen sagen können, ob eine Meinung nationalsozialistisch ist oder nicht. Der Beweis dieser These ist leicht: eine unumstössliche Maxime des Nationalsozialismus besagt, dass es keine objektive Wissenschaft gäbe. Infolgedessen darf an Gestalten der Geschichte nicht mehr die alte Frage Rankes gerichtet werden, „wie es wirklich gewesen sei", sondern die neue Frage, in welchem Bezuge eine Gestalt der Geschichte zum Nationalsozialismus stehe. Darum werden plötzlich Männer und Epochen heroisiert oder verdammt, je nachdem, ob sich für den Nationalsozialismus erfreuliche und verderbliche Motive auffinden lassen. Und das beschämende Schau-

spiel ungeschichtlicher Betrachtungsweise der eigenen Ueberlieferung wiederholt sich Tag um Tag: ob Stefan George, Nietzsche, Möller van den Bruck oder Friedrich der Grosse — die Versuche, Vergangenheit und eigene Ideologie in Zusammenhang zu bringen, scheitern immer wieder, weshalb das Gebiet der Vor- und Frühgeschichte und die Geschichte der Partei die beiden Hauptdomänen offizieller Behandlung sind — dazwischen liegt ein für die „nationalsozialistische Weltanschauung" sehr gefährliches Jahrtausend.

Aber gerade dieses Jahrtausend gehört dem Schriftsteller. Er will weder über die alten Germanen, noch über die „Kampfzeit" schreiben, sondern über Vergangenheit und Gegenwart, über deutsche Menschen und deutsche Landschaft. Darum ist er der täglichen Gefahr ausgesetzt, ohne es zu wollen oder zu wissen, nationalsozialistischer Weltanschauung zuwider zu handeln. Der Staat garantiert die Freiheit, er behauptet, das Konjunkturrittertum zu verabscheuen — aber er prüft, wie weit ein Werk der Literatur seinen Zielen entspricht. Und für diese Prüfung gibt es „Dienststellen", die gewiss keine Zensurbehörden sein wollen, keine Polizeigewalt darstellen, sondern ganz schlicht Organe beratender Art. In diesen Dienststellen wird „empfohlen" und „abgeraten", es werden „Gutachten" angefertigt und „Warnungen" begründet, und wer sich über die Gesichtspunkte orientieren will, von denen diese Zeugnisse geleitet werden, braucht nur die dem einen „Gutachtenanzeiger" in jedem Heft beigedruckte Anmerkung aufmerksam zu studieren: „Für die Ablehnung der Empfehlung sind nicht allein politisch-weltanschauliche, sondern oft auch sachliche oder künstlerische Gesichtspunkte massgeblich."

Dieses Fegefeuer eines aufgeblähten Gutachten-Apparates muss jedes neu erscheinende Schriftwerk durchschreiten, und es ist verhängnisvoll genug, um eine genauere Darstellung zu fordern. Hat ein Verleger sich davon überzeugt, dass sein Autor Mitglied der Kulturkammer ist, so geht das Buch ohne Zensur in Druck, nur Schriften parteipolitischen Charakters bedürfen eines imprimatur des Chefs der Reichskanzlei. Erst das fertige Buch setzt den Apparat in Bewegung, da wird festgestellt, ob gegen den Schriftleiter „etwas vorliege", ob in dem Buche „Un-

erwünschtes" vorgetragen werde, ob es „für die Bewegung und das Volk tragbar" sei und wenn sich beim besten Willen nicht „politisch-weltanschauliches" einwenden lässt, dann wird ein Gutachten „nach sachlichen oder künstlerischen Gesichtspunkten" gezimmert. Die Gefahr der Ablehnung durch eine der vielen Dienststellen ist gross; da das Prädikat „unerwünscht" viele Buchhandlungen davor zurückhält, das Buch zu vertreiben, da die Leihbibliotheken in ihrem Monatsblatte gleichfalls alle Mitglieder „warnen" können, ist der Absatz weitgehend von den Gutachtern abhängig, und das lähmt natürlicherweise die Initiative der Privatverleger, die die möglichen Verluste fürchten und Verwarnungen oder Strafen „wegen Vertreibens unerwünschter Bücher" scheuen. Gerade das aber liegt in der Richtung der offiziellen Kulturpolitik: niemand wird zur Partei gezwungen, jeder ist frei, aber Hemmnisse, Erschwerungen und Fallstricke begleiten den Weg des ungebundenen Schriftstellers. Da gibt es kein Ja oder Nein — es kann Einer ein noch so guter Nationalsozialist sein; wenn eine „Reichsstelle" ihn plötzlich aus irgend einem Grunde für „untragbar" hält, hat er grosse Schwierigkeiten und verbraucht eine Menge wertvoller Zeit und Kraft, um „seinen Fall zu klären". Die grösste Gefahr ist hierbei der fröhliche Instanzenkampf der Dienststellen: was die eine preist, verdammt die andere, und die gerade von aufrechten Parteimännern am meisten bedauerte Unfähigkeit der „Referenten" in den Lektoraten meist junger Philologen, die gerade ihr Studium beendet haben, tut das Uebrige, um die Mischung aus Chaos und Ueberorganisation vollkommen zu machen.

Die erste Klippe, an der ein Buch scheitern kann, ist die Rosenberg unterstellte „Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums", deren 900 (neunhundert!) Lektoren sich in Gutachten äussern, die zum Teil nur den Verlegern (übrigens gegen Bezahlung) zugestellt werden, zum Teil aber in der Monatsschrift „Bücherkunde" gedruckt erscheinen. Und dieser famosen Zeitschrift liegt der „Gutachtenanzeiger" bei, dessen Motto oben bereits zitiert ist und der unter den lapidaren Ueberschriften „positiv" und „negativ" Titel mit Verlags- und Preisangaben — und sonst nichts — enthält. Die Zeitschrift „Buch und Volk" wird herausgegeben vom „Börsenverein Deutscher

Buchhändler", einer alten Organisation, deren eigentliche Aufgabe die Regelung des Buchvertriebs zwischen Verlag und Sortiment ist, deren neuer Präsident aber gleichfalls als Gutachter fungiert. Und da das Blatt des eigenen Verbandes naturgemäss in den Händen jedes Buchhändlers ist, hat ein Verdikt in der Zeitschrift „Buch und Volk" katastrophale Folgen für den Verkauf des betroffenen Werkes. Und ausserdem gibt es „Zentralorgane" (sprich Monatsblätter) für Besitzer von Leihbüchereien, für Buchhandlungsgehilfen, für Volksbibliothekare, für die Feierabendbewegung „Kraft durch Freude"... die Liste will nicht enden. Und überall wird „gutachtlich gehört", „referiert", „beurteilt" und das Ende jeder Rezension heisst: wird empfohlen oder: wird abgelehnt. Es braucht nicht immer schlecht abzugehen, manches Mal schadet selbst eine „Negativbewertung" in Rosenbergs Gutachtenanzeiger nichts, und das Lesepublikum entscheidet gegen das Votum, aber in vielen Fällen ist das Verdikt der Dienststelle nur der Anstoss zu ernsteren Konflikten.

Damit ist aber der Leidensweg eines Buches noch nicht vollkommen geschildert. Wen die Gutachter verschonen, dem drohen die Denunzianten. Relativ ungefährlich sind die Kleinen unter ihnen, sowohl die untergeordneten Subjekte, die es überall gibt und die mit (meist anonymen) Briefen an Feinden eine Privatrache nehmen wollen: wenn ihre Angaben von denen in den Personalakten abweichen, werden sie selten beachtet; eine überragende Machtstellung aber nimmt seit etwa einem Jahr das Organ „Das Schwarze Korps" ein. Das ist die Wochenschrift der „S.S.", und deren Chef ist Heinrich Himmler, das Haupt der „geheimen Staatspolizei". Eine Denunziation dieser Zeitung im Oktober vermochte das Verbot der Zeitschrift „Das innere Reich" zu erwirken, obwohl der inkriminierte, schon im August erschienene Aufsatz bereits sämtliche „Lektorate" anstandslos durchlaufen hatte und sowohl der Herausgeber der Zeitschrift wie der Verfasser des Aufsatzes schon ein ausreichendes Paket empfehlender Gutachten vorweisen konnten. Und derselbe Paul Alverdes, gegen den ein (inzwischen niedergeschlagenes) Verfahren schwebte, weil er den verbotenen Aufsatz in seine Zeitschrift aufnahm, wurde, noch während die Untersuchung ablief, beim Kongress der „Kriegsdichter" in Berlin vom Propagandaminister ehrenvoll empfangen...

Warum diese Dinge so breit dargestellt werden? Einmal um an einem speziellen Falle die eigenartige Struktur des Dritten Reiches aufzuzeigen, seinen inneren Widerspruch, die Weitmaschigkeit, die Gegensätzliches in sich begreift und inkonsequent dasselbe im gleichen Augenblick verwerfen und bejahen kann, woraus die Stärke der Regierungsgewalt ebenso erhellt wie die Schwäche der Ideenkonstruktion, die hinter dem Machtwillen steht. Zum anderen aber musste von diesen Dingen gesprochen werden, weil sie und nur sie die im Ausland oft unverständliche Haltung deutscher Schriftsteller zu erklären helfen. Denn es kann nicht oft genug gesagt werden, dass die einfache ausserhalb des Reiches sehr beliebte Scheidung der deutschen Schriftsteller in „Faschisten" und „Gegner des Systems" einfach falsch ist. Hitler hat die Macht, das ist eine ebenso brutale wie primitive Tatsache, mit der ein Jeder sich abzufinden hat. Und wer dem Staat als Bürger angehört, muss den Gesetzen gehorchen, ob sie ihm gefallen oder nicht. Es ist nahezu unmöglich, aus gedruckten Werken zu entscheiden, ob einer „hundertprozentig" ist, wie der hierfür geläufige Ausdruck lautet, oder ob er seine Bedenken und seine Gegnerschaft unterdrückt, weil er in Deutschland leben will, auf ein Herumwerfen des Steuers in der Kulturpolitik hofft und lieber schweigt oder mit gerade noch „tragbaren" Werken — das heisst solchen, die die Interessensphäre der nationalsozialistischen Weltanschauung nicht tangieren — an die Oeffentlichkeit tritt, als die Gefahr, plötzlich „unerwünscht" zu heissen, heraufbeschwört.

Die Folge dieser Handhabung staatlicher Literaturpolitik ist ein bedenkliches Schrumpfen aller schriftstellerischen Möglichkeiten. Die Unsicherheit angesichts dessen, was „untragbar" und „unerwünscht" sein könnte, verbunden mit der wirtschaftlichen Notlage des schlecht bezahlten Schriftstellerstandes und mit der Verengung des Gesichtskreises (denn die Devisengesetze lassen Auslandsreisen zu ungeahnten Problemen werden) bewirkt zweifellos eine Qualitätseinbusse. Und an dieser Stelle hat die in Kreisen der Emigration oft gehörte Meinung: in Deutschland gäbe es keine ernste Schriftstellerei mehr, ihr wenn auch sehr begrenztes Recht. Es gibt ernste Schriftsteller, sie arbeiten unter wahrhafter Verantwortung und unter dem

doppelten Druck: im Inland als „Intellektuelle", im Ausland als Fascisten verschrien zu werden. Aber sie arbeiten, manche bewusst abseitig, manche in engerer Verbindung mit der Staatsgewalt — aber ausser auf den „Dienststellen" mag kein deutscher Geist fragen, ob der Verfasser eines Buches Parteimitglied ist oder wie er sonst zum Nationalsozialismus steht. Man überlässt das Schnüffeln in privaten Angelegenheiten den Denunziationsbüros und ficht, wenn sie wieder einmal ihre Bedenken anmelden, den Kampf durch — im übrigen wendet man sich zu den sachlichen Fragen. Und diese Sache ist die deutsche Sprache und die deutsche Kunst mit ihrer grossen Ueberlieferung, der zu dienen ist: mit ernster Arbeit.

Wenn im folgenden die Namen deutscher Schriftsteller genannt werden, deren Werk Werte zu verheissen scheint, so handelt es sich also nicht um eine Liste „heimlicher Feinde des Systems". Manche der Männer mögen aus ganzem Herzen Anhänger Hitlers, andere grundsätzliche Gegner sein — es sind jedenfalls Künstler, die bemüht sind der deutschen Dichtung zu dienen und die freilich genau wissen, dass die Politik der Ministerien ihre Stoffwahl, mehr noch ihre Ausdrucksmöglichkeit begrenzt. Ob einer darunter leidet, ob er davor die Augen verschliesst: die Hauptsache bleibt in einer Zeit, die das Persönliche überwertet, die Sache.

II

Es gibt eine Reihe von Themengruppen, die sich die Parteileute ein für alle Mal vorbehalten haben und die der freie Schriftsteller, der ausserhalb des Eher-Verlages oder ähnlicher „halbamtlicher" Verlage erscheint, von vorneherein meidet; das sind Vor- und Frühgeschichte, Geschichte der Kampfzeit der Partei und Darstellung der historischen Gestalten, die der Nationalsozialismus für sich in Anspruch nimmt, also in erster Reihe Richard Wagner, der Volkskundler Riehl, Friedrich List, dann Herder, Justus Möser, Lagarde und Chamberlain. Dann ist es gefährlich auf die „peinlichen Stellen" zu treffen: Karl der Grosse, Friedrich Barbarossa, Friedrich der Grosse, Bismarck, in der Geistesgeschichte Nietzsche, sind im Gefühl weiter Kreise heroisiert; es ist gefährlich an sie zu rühren, weil

eine strenge Ideologie nicht viel mit ihnen zu beginnen weiss. Andererseits ist es möglich, Männer der Geschichte, die in den offiziellen Thesen keine Rolle spielen, wahrheitsgemäss mit allen Mitteln objektiver Wissenschaft darzustellen: bezeichnend genug ist es, dass keine Stelle sich an dem Erfolg von Duff Coopers „Talleyrand" gerieben hat, wiewohl dieses Buch offenbar eine Reihe zentraler Positionen „nationalsozialistischer Weltanschauung" im Kern trifft. (Daher auch der ausserordentliche Erfolg des Werkes). Die ängstliche Sorge um die Integrität der auf den Schild gehobenen Heroen und das Désinteressement an den übrigen Gestalten der Welt- und Geistesgeschichte hat der Biographenmode Vorschub geleistet: Bücher über grosse Männer vergangener Zeiten bleiben unbehelligt, selbst wenn der Autor mehr oder weniger „alte" Methoden anwendet. Der deutsche Leser wiederum greift mit Freude zu diesen Büchern, weil er (auch wenn der Autor sie nicht beabsichtigt) gern Parallelen zur Gegenwart sucht. Es sind in Deutschland eine Reihe vorzüglicher Biographien erschienen, Bücher wie die von Gumpert (Hahnemann), Roedl (Claudius und Stifter), Rohden und Sieburg (Robespierre), Reinhold Schneider (Das Inselreich — Philipp II. — Die Hohenzollern), Steinhoff (Heinrich der Löwe), Thiel (Luther), oder Wahl (Canossa), die unterschiedlich im Rang doch alle eine zweifellos diskussionsfähige Höhe innehalten. Ganz zu schweigen von der strengen Geschichtsforschung, deren Erzeugnisse eine erstaunliche Beachtung und Verbreitung finden: Onckens Aufsätze über Cromwell, Srbiks „Deutsche Einheit" und Meineckes eben erschienene „Geschichte des Historiums" werden von eben den weiten Kreisen gelesen, die in den Jahren der Weimarer Republik ihr Lesebedürfnis an ernster Epik, wie Thomas Manns „Zauberberg" und ihren geschichtlichen Bildungseifer an den Schriften von Wells befriedigten.

Die primitive Enge des Nationalsozialismus, der sich auf wenige Heroen beschränkt und die übrige Weltgeschichte ignoriert, lässt die „Flucht in die Geschichte" auf die Kunst übergreifen: Geschichte entschuldigt gewissermassen den Autor und seinen Gegenstand, wenn er „unnationalsozialistisch" verfährt, spricht er doch von einer Epoche, die Hitlers Gedanken noch nicht kannte. So schreibt manch Einer einen historischen Roman,

um nicht in Konflikte zu kommen oder gar, um zu zeigen, dass auch in vergangener Zeit Männer wirkten, die rechtens gute Deutsche genannt werden können. Aber wieder wäre es falsch, solche Arbeit „Opposition" zu nennen, es ist nur die relativ gefahrloseste Möglichkeit, Ideologie und Wirklichkeit, „werdende Weltanschauung" und Tradition in Uebereinstimmung zu bringen. Ein kurzer Durchblick durch den historischen Roman der Gegenwart zeigt, dass es nichts Ueberragendes, wohl aber eine Reihe ausgesprochen gut erzählter Bücher gibt: Stefan Hirzels Zinzendorf (Der Graf und die Brüder), Hans Francks Hamann („Reise in die Ewigkeit") Taubes „Metzgerpost", Ina Seidels Buch um Georg Forster „Das Labyrinth", Cosmus Flam mit seiner atmosphärisch schönen Wiedererweckung des „Paschasius von Osterberg", Werke, deren Geschichtsbild im strengen Sinne des Wortes konservativ ist, so gewiss die Helden aus ihrer Zeit herausbegriffen und nicht auf die nationalsozialistischen Schlagworte bezogen werden. Wie überhaupt ein stillschweigendes Uebereinkommen besagt, dass die Werke der Kolbenheyer, Hans Grimm, Wilhelm Schäfer, Emil Strauss, Heinrich Wolfgang Seidel oder Rudolf G. Binding, also der Männer, die während der Jahre der Weimarer Republik als legitime Vertreter der nationalen, mehr oder minder monarchischen und keinesfalls der „sozialistischen" Ideologie galten, ohne Prüfung ihrer Positionen im einzelnen als „erwünscht" zu bezeichnen. Sie werden heute als Deutschlands Dichter gefeiert — und nicht ganz ohne Recht, da sie mit den Mitteln ernster Kunst eine bedeutsame Tradition fortsetzen — aber wehe dem Voreiligen, der ihre Bücher auf ihren Gehalt an „nationalsozialistischer Weltanschauung" hin analysieren wollte. Er nähme den „Prüfungsstellen" die letzte Möglichkeit, Männer von breiterer Geltung als „echt Deutsch" zu „empfehlen".

Was zeigt dieser erste Ueberblick? Dass das Bemühen der Partei gescheitert ist, wahrhaftes Deutschtum, nationales, überlieferungsgebundenes Denken mit „nationalsozialistischer Weltanschauung" zu identifizieren. Der Totalitätsanspruch versagt vor der Kunst. Die Dichter stehen aussen. Nicht politisch. Manch Einer glaubt an Hitler, andere sehen zumindest mit Stolz auf die erstarkte Wehrmacht und loben darum das neue Regime, oder blicken mit Befriedigung auf die Ruhe und Ordnung, die mit Polizeigewalt

an die Stelle des leidenschaftlich geführten Parteikampfes gesetzt ist; viele freilich verbergen nur mühsam Ekel und Hass — aber als Künstler stehen sie alle jenseits des Phrasenschwalls von der neuen Weltanschauung. Sobald sie zu arbeiten beginnen, besteht die Gefahr des Zusammenstosses mit den Prüfungsinstanzen; einzig darum suchen sie Stoffe, die möglichst „ungefährlich" erscheinen. Daher auch die Inflation an Kindheitserinnerungen, die seit einiger Zeit den Buchmarkt überschwemmen. Viele unter ihnen sind herzlich schwach, Zeugnisse eines hemmungslosen Bekennereifers, der mehr die psychologischen Seminare als die Kunst angeht; Hans Carossa hat eine Jüngerschar auf den Plan gerufen, die lieber hätte schweigen sollen. Aber drei Werke von eigenartiger Schönheit und echter Gestaltungskraft müssen nachdrücklich genannt werden: „Aus Kindheit und Jugend" von Rudolf Alexander Schröder, „Das verlorene Haus" von Emil Barth und „Buch einer Kindheit" von Wilhelm Hausenstein. Den jüngsten Publikumserfolg mit einem Buche selbstbiographischen Charakters aber erlebte in diesem Herbst Ernst Wiechert mit seinen „Wäldern und Menschen". Wiechert, einer der schärfsten Gegner der Weimarer Republik und dazu berufen, ein Dichter des Dritten Reiches zu werden, ein abseitiger Novellist, der in seinen melancholischen Büchern „Die Majorin" und „Die Magd des Jürgen Doscozil" stille und liebenswerte Erzählertradition fortsetzt, hat in Reden vor den Studenten der Universität München gegen den Lärm in der Gegenwart gesprochen, er hat die Jugend gemahnt, sich nicht frühzeitig zu verausgaben, die Macht, die der Staat ihr gibt, nicht zu vernutzen, Ehrfurcht vor der Reife zu haben und zu bedenken, dass die schöpferische Leistung der Einsamkeit entspringt. Um dieser Sätze willen, die maschinenschriftlich überall in Deutschland von Hand zu Hand gehen und einen ungeheueren Eindruck machen, obwohl sie nichts ausgesprochen „Oppositionelles", sondern eigentlich nur Selbstverständliches enthalten, war Wiechert den Prüfungsstellen „unerwünscht", er musste die üblichen „Schwierigkeiten" gegen eine denunziatorische Rezension des „Völkischen Beobachters" durchkämpfen, und der Erfolg ist die erstaunliche Auflageziffer von 30 000 Exemplaren bei einem Buche, das nichts enthält als die stillen Jugenderinnerungen eines unpolitischen Schriftstellers.

Diese Wendung sagt in der gegenwärtigen Situation manches aus: der Schriftsteller ist „unpolitisch", um nicht die Bezirke der Parteiarbeit zu tangieren, die nationalsozialistische Weltanschauung aber fordert den „politischen Menschen". Und der Zentralverlag der Partei publiziert biedermeierlich-gemütvolle Bücher wie „Der verlorene Klang, eines Geigenbauers Glück und Not". Weiter lässt sich die Verwirrung nun wirklich kaum treiben. Es ist kein Zufall, dass in dieser Lage die Form als Problem von den Dichtern neu entdeckt wird. In den „Tierkreisgedichten" der Elisabeth Langgässer knüpft die katholische Dichterin aus Inhalten gnostischer Mysterienkulte und einer hellenistisch-christlich synkretistischen Gläubigkeit Sonette von eigenartig geprägter Kraft, Josef Weinheber, durch die Lyrikbände „Adel und Untergang", „Wien wörtlich" und „Späte Krone" zu plötzlichem Ruhm gelangt, entwirft eine Theorie des Gedichts, die in bestimmten Grenzen die strengen Masse der Antike anstelle des verbrauchten Reimworts fordert, Friedrich Georg Jünger wählt für seine Elegien das Mass des klassischen Distichon. Das sind Anzeichen dafür, dass die Flucht in die Strenge klassischer Formwelt als eine Teilerscheinung in der Besinnung auf die Worte des Humanismus bewertet werden muss. Zwar hat ein Uebereifriger versucht, in einer Broschüre über „Plato und Hitler" zwei gleichwertige Staatstheorien auf einander zu beziehen, aber die Gesamtheit der neuen Literatur über Griechentum und Deutschland arbeitet mit den ehrlichen Mitteln der objektiven Wissenschaft: Helbings „dritter Humanismus", Böckmanns „Götter Hölderlins", Weinstocks „Polis" und Rehms „Griechentum und Goethezeit". Es ist erstaunlich, mit welcher inneren Kraft das Europäertum Hofmannsthals weiterwirkt: in Dichtern wie Rudolf Alexander Schröder, in Gelehrten wie Vossler und Heinrich Zimmer. Die Breite dieses Stroms soll nicht überschätzt werden, aber es ist unleugbar, dass in der jungen Generation eine Reihe kluger und kaum beirrbarer Köpfe den humanistischen Gedanken als lebendigen Besitz ergreifen.

III

Die Gefahr, missverstanden zu werden ist so gross, dass trotz der Möglichkeit, den Leser zu ermüden, der zentrale Punkt noch

einmal formuliert werden muss: der Nationalsozialismus als politisches Prinzip hat in Deutschland die Macht erhalten; der Einzelne kann sich nur den Gesetzen fügen oder das Reich verlassen, aber der Nationalsozialismus als Ideologie und Weltanschauung hat den Kampf verloren; der Staat muss, ob er nun will oder nicht, eine Kunst tolerieren, die mit seinen Doktrinen nicht übereinstimmt. Diskussionen unter Schriftstellern, bei denen der Eine vom Anderen nicht weiss, ob er Parteimitglied ist oder nicht, gehen um die Frage ob die Zeit schon gekommen sei, Wedekind oder Georg Kaiser wieder auf die Bühne zu bringen, Zeitungen erörtern ernsthaft die Frage einer möglichen Renaissance Strindbergs in Deutschland — aber wenn der Ministerialrat für Theaterfragen und Bühnendichter Moeller einen Vortrag gegen Shakespeare hält, dann kümmert sich Niemand um diese offizielle Aeusserung mit Ausnahme der bedauernswerten Referenten, die den Bericht über den Vortrag so abfassen müssen, dass die Leser sie nicht auslachen und der Vortragende doch keine Handhabe hat, mit Polizeigewalt gegen seinen Kritiker vorzugehen.

Sie haben die Macht, aber ihr Totalitätsanspruch versagt vor dem Geist. Der Grund, warum dem so ist, lässt sich noch einmal klar bezeichnen: Nationalsozialismus ist ein in allen Fragen der Staatsgewalt wohl durchdachtes Prinzip, aber ein eklektisches Durcheinander, wo es um die gedankliche Begründung der „Kampfparolen" geht. Der Kommunismus, über den man denken mag wie man will, hat in diesem Bezuge viel vor seinem ihm in der Ausübung der Macht verzweifelt ähnlichen Todfeinde voraus: er kann begründen, dass Goethe ein „bürgerlicher Dichter" war, der nach der Lehre des Theoretikers Marx im geistigen Leben proletarischer Diktatur keinen Platz hat; das ist zwar falsch, aber wenigstens eindeutig. Der Nationalsozialismus aber muss sich fortwährend widersprechen; die revolutionäre These muss Goethe als „liberalistischen Individualisten" ablehnen, die Traditionalisten aber, die immer wieder behaupten, Hitler habe nach Jahren einer „Negerkultur" die grosse deutsche Vergangenheit wieder zu Ehren gebracht, müssen sich auf ihn berufen, und sie tun dies in Büchern, die den Titel „Goethe im Braunhemd" und „Goethe im Lichte neuen Werdens" tragen und in ihrer Gedankenführung so minderwertig

sind, dass selbst die „Gutachtenanzeiger" sie als „Konjunkturmache" und „unerwünscht" bezeichnen müssen. Oder ein zweites Beispiel: Während die Führer des dritten Reiches verächtlich von der liberalistischen Aera Europas seit der französischen Revolution sprechen, müssen sie sich gleichzeitig auf Männer des XIX. Jahrhunderts als ihre Wegbereiter berufen. Sie retten sich aus diesen Schwierigkeiten auf die eingangs geschilderte einfache Weise: Sie heroisieren einige wenige Gestalten der Geschichte und lassen im übrigen die Gegensätze ruhig weiterbestehen. In schlichtem Deutsch: sie meiden jedes Problem.

Die Schriftsteller leiden unter diesem Dilemma, aber sie arbeiten. Wie weit sie die Situation übersehen, wieviele um die Widersprüche neuer deutscher Kunstpolitik nur unklar wissen, wieviele vom Elan der Machtpolitik Hitlers beeindruckt, an das dritte Reich glauben, bis sie zum ersten Male Schwierigkeiten haben, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, wohl aber, dass es gute deutsche Romane gibt, die — ob die Autoren es nun wollen oder nicht — das Totalitätsprinzip Lügen strafen. Die Aufgabe, die diesem Aufsatz gestellt war, hiess Schweizer Lesern deutsche Bücher zu nennen, deren Lektüre nicht verstimmt: jetzt sind die Voraussetzungen geschaffen, Namen zu nennen.

Der deutsche Schriftsteller, von steter Unsicherheit gequält, ob die Polizeiorgane seine Arbeit nicht doch stören wollen, in der Wahl seiner Stoffe beschränkt und von einer Fülle misslicher Schwierigkeiten gehemmt, müht sich darum, seine Aufgabe nach wie vor zu erfüllen. Literatur ist für ihn eine Frage der Nerven und des Mutes geworden, gewiss legt manch Einer Jahr um Jahr Manuskripte in den Schreibtisch, ohne die Veröffentlichung zu wagen, aber immer wieder erscheinen Bücher, die ernsthaft die Fragen der Gegenwart angehen. So darf auf einige ernste Versuche hingewiesen werden, aus der Doktrin von Blut und Boden mit ihrer kritiklos verklärenden Romantisierung des Bauernstandes zu einer ehrlichen Landschaftsdichtung vorzustossen. Es ist nicht so, dass jeder unter den vielen Bauernromanen der Gegenwart sich damit begnügt, die vom Landwirtschaftsminister Darré verkündeten Thesen mit dem alten Schema des „Heimatromans" zu verknüpfen; es gibt eine Reihe von Bü-

chern, die Problematik und soziologische Gliederung des Bauernstandes in ernst zu nehmenden Kunstwerken darstellen: so Ludwig Tügel (Lerke), Friedrich Bischoff (Die goldenen Schlösser), Johannes Lincke (Ein Jahr rollt über das Gebirge), Hans Franck (Die Geschichte von den ungleichen Brüdern), Karl Benno von Mechow (Vorsommer) und vor allem Alma Holgersen, die in zwei schmalen Romanen („Aufstand der Kinder" und „Der Wundertäter") mit feiner Ironie die Doktrinäre abfertigt, indem sie den verständigen Bauern die verbildeten Städter gegenüberstellt, die den Bauernstand sinnlos glorifizieren. Wenn ein Dichter wie Bischoff (innerhalb eines Buches von legendärem Charakter) die Frage stellt, wie Glaube und Aberglaube, Festhaltung an väterlicher Art und aus Erwerbstrieb stammende Neuerungssucht im bäuerlichen Leben zusammenstossen und zusammengehören, rührt er bereits an zentrale Fragen der sozialen Schichtung, die in der „Volksgemeinschaft" recht eigentlich überholt sein sollten; er schreibt sich in vorsichtiger Form an echte Probleme heran. Und er ist nicht der Einzige, der eine Form gefunden hat, unter ausdrücklicher Billigung der Prüfungsinstanzen, komplizierte Fragen der deutschen Entwicklung, von denen nichts in den „Kampfparolen" und den Ministerreden steht, künstlerisch darzustellen. Da ist Erik Reger, ein Redaktor aus dem Ruhrgebiet, der in früheren Büchern („Union der festen Hand" — „Das wachsame Hähnchen") ausgezeichnete Analysen des Industriereviers geschrieben hat und jetzt in dem guten Roman „Napoleon und der Schmelztiegel" jene erste Generation von kühlen Rechnern und romantischen Schwärmern beschwört, die, einen Band Novalis in der Hand, das Land industrialisiert hat. Da ist Josef Wiessalla, dessen „Empörer" von der Lage der oberschlesischen Landarbeiter nach der Aufhebung der Leibeigenschaft berichten und Elisabeth Langgässer, deren Roman „Der Gang durch das Ried" mit kühner Unerschrockenheit das Rheinland der Nachkriegsjahre schildert, mit Sozialdemokratie und heimlichen Nationalisten, mit Not, Verschuldung und Bauern, die mehr und mehr verstädtern. Da beschreibt Edzard H. Schaper („Die sterbende Kirche") den verzweifelten Kampf einer orthodox-russischen Religionsgemeinde im Baltikum, um die Stärke des christlichen Gedankens in der Gegenwart herauszuarbeiten — ein Buch,

das geradezu ein Musterbeispiel dafür ist, dass mit der beliebten Unterscheidung von „Fascisten" und „Antifascisten" in der deutschen Schriftstellerschaft nichts anzufangen ist, denn das Buch ist für den Regierungskurs eine wichtige Hilfe im Kampf gegen den Bolschewismus, aber für die deutschgläubige Bewegung und den „Mythos des XX. Jahrhunderts" zweifellos unerwünscht.

Eines der merkwürdigsten Phänomene in der Literatur der Gegenwart ist die Bedeutung des Generationsproblems. Drei Altersklassen stehen sich ungewöhnlich schroff gegenüber: die „Frontgeneration", die noch um die Vorkriegszeit weiss und deren entscheidendes Erlebnis der Krieg war, die Jugend, die heute knapp dreissigjährig, erst in den Jahren des Nachkriegs zum Bewusstsein der Welt kam und die merkwürdige Zwischengeneration der Jahrgänge 1900 bis 1905, die einen Teil der hoffnungsreichsten Talente birgt und deren Vertreter im Führerstab der Partei einen ausserordentlich geringen Anteil haben. Dieser Altersgruppe war es vorbehalten, in einer Reihe von Romanen das für die deutsche Entwicklung ganz entscheidende Problem der Skepsis an allem Wohlgefügten darzustellen, die Erkenntnis vom Versagen der Aelteren, der „Respektspersonen", der Zweifel, in den Kriegsende, Inflation und Parteienkampf die Jugend frühzeitig stürzten. So zeigt Wolfgang Koeppen das Erstaunen des Heranwachsenden über die Sinnlosigkeit, die den Vater plötzlich angesichts seiner Lebensformen überfällt („Die Mauer schwankt"), Gerhart Pohl erklärt die Flucht aus der elterlichen Erziehung in den Wandervogel und die anderen Bünde der Jugendbewegung als Schicksal seiner Altersgruppe, für die er das Schlagwort einer „Generation ohne Gnade" prägt („Die Brüder Wagemann") oder Peter Stühlen unternimmt es in einer weitgespannten Trilogie, deren zweiter Teil unter dem Titel „Eltern und Kinder" vorliegt, den Weg dreier Generationen zu bezeichnen: Der Grosseltern, die im vergangenen Jahrhundert ein Erbe schufen, der Eltern, die es in den Vorkriegsjahren der Traditionslosigkeit verschleuderten, und der Jugend, die es (noch weiss man nicht, wie Stühlen diese Frage bewältigen will) neu zu bauen unternahmen. Was Stühlen versucht, die Vorkriegszeit als historischen Stoff zu behandeln, hat gleichzeitig eine ältere, Editha Klipstein, in dem Roman „Anna

Linde" unternommen, einer sehr klugen und klaren Entwicklungsgeschichte der Frau, die um 1900 aus der Familie in den Beruf flieht und scheitert. Doch scheint ihr Buch eine Ausnahmeerscheinung. Die wirklichen Begabungen der älteren Generation, will sagen derer, die älter als vierzig Jahre sind, schweigen (wie Arnold Ulitz) oder verzetteln sich in Unterhaltungsromanen, wie Otto Flake oder Walther von Hollander, dem eine der besten Analysen des Nachkriegsdeutschland zu danken ist („Die Schattenfänger", 1932). Sein Fall liegt ähnlich wie der des überschätzten Hans Fallada, dessen Erstlingsbuch „Bauern, Bonzen, Bomben" für die deutsche Entwicklung ausserordentlich aufschlussreich war, während seine späteren Romane flache Romantisierungen des Kleinbürgertums sind. Der einzige überragende Epiker der reifen Generation ist Max René Hesse mit seinen grossen Darstellungen des „Ewigen Deutschen", des Träumers und Arztes „Morath".

Das ist ein flüchtiger Ueberblick über die Versuche, die ernste Männer in Deutschland machen, die Kunst vor dem Schlagwort zu retten. Sie sind nicht damit abzutun, dass man ihre positive oder negative Haltung zum herrschenden Regime prüft. Es mögen alle möglichen Spielarten von der Bejahung bis zum Hass in dieser Reihe vertreten sein; sie alle aber sind sich einig, dass mit dem Mittel der Parteidoktrin keine Kunst zu machen ist.

Im Kampf zwischen Ideologie und Wirklichkeit siegt niemals die Doktrin; das Totalitätsprinzip ist erschüttert, wo es um Kunst und um Wissenschaft geht; es gibt echte Kunst in Deutschland, obwohl Kunst ans Problem gebunden ist und die Ideologie der Partei die Probleme leugnet. Der Staat konnte sein Ideal der Totalität nicht durchsetzen, seine treuesten Vorkämpfer, die Jünger, v. Salomon, Bertram, Benn, die Kolbenheyer, Wiechert und Grimm sind nicht Bannerträger nationalsozialistischer Kunst geworden, sie stehen abseits, weil sich Totalität und Kunst nicht zur Deckung bringen lassen. Wie sich die politischen Verhältnisse in Deutschland auch gestalten werden: Die deutsche Kunst lebt.